

# Burgenländische Heimatblätter

Herausgegeben vom Volksbildungswerk für das Burgenland  
in Verbindung mit dem Landesarchiv und Landesmuseum

---

12. Jahrgang

Eisenstadt 1950

Heft Nr. 3

---

## Die Kittinge

### Probleme der burgenländischen Blockbauspeicher

Von Leopold Schmidt, Wien

„Bemerkenswerte alte Bauformen sind die Lehmspeicher, Kittinge genannt, in Ober- und Unterschützen. Es sind dies freistehende Vorratsspeicher in Blockwerkbau, die mit einer dicken Lehmschicht beslagen und oben mit einem Spitztonnengewölbe abgeschlossen sind“. Diese Feststellung der neuen burgenländischen Heimatkunde<sup>1)</sup> umfaßt in aller Schlichtheit die Summe der Probleme, welche diese burgenländischen Blockbauspeicher der Volkskunde aufgeben, betont vor dem großen Forum der burgenländischen Lehrerschaft aller Schularten die besondere Eigenart dieser bäuerlichen Bauten und wird so hoffentlich die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sie richten und wacherhalten. Denn diese Kittinge, die es nicht nur in Unter- und Oberschützen, sondern in einem bedeutend weiteren Verbreitungsgebiet, wie noch auszuführen sein wird, gibt, verdienen eine derartige Aufmerksamkeit. Sie stellen die bedeutsamste Eigenart des bäuerlichen Bauwesens des Burgenlandes überhaupt dar, eine Eigenart, die sich trotz einer fast hundertjährigen Forschungsgeschichte auch heute noch nicht völlig klären läßt, und die es verlangen würde, daß wenigstens einige charakteristische Bauten dieser Art unter Denkmalschutz gestellt und von landeswegen gepflegt und erhalten würden. Die folgenden Darlegungen sollen die Probleme dieser eigenartigen Speicherbauten nicht nach allen Richtungen hin ausschreiten und können dies auch gar nicht, weil noch zu wenig Beobachtungsmaterial vorliegt, zu wenig erhaltene Kittinge noch aufgenommen wurden, und vor allem das mit ihnen verbundene Brauchtum, der an ihnen haftende Glaube, die jeweiligen Hofmeinungen so gut wie gar nicht berücksichtigt wurden. Hier muß also die örtliche burgenländische Forschung eingreifen.

Die nachfolgenden Hinweise sollen dagegen die Erscheinung der Kittinge in einen allgemeinen Rahmen stellen. Auch dies geschieht nicht unter dem Gesichtspunkt einer Vollständigkeit des Vergleichsstoffes, sondern nur als Hinweis auf dessen wichtigste Gruppen. Es geschieht vor allem in Verfolgung der bisherigen Forschungstradition, und mit Bedacht darauf, daß die gesamte volkscundliche Arbeit der letzten Jahre manche Grundannahmen dieser Tradition beseitigt oder doch berichtigt hat.

Der Anfang der Kitting-Forschung fällt, und das ist für die Geschichte der burgenländischen Volkskunde sehr charakteristisch, mit dem Beginn der Beschäftigung mit den Deutschen Westungarns überhaupt zusammen. Niemand anderer als Karl Julius Schröer, der eigentliche Begründer der burgenländischen Mundartforschung, hat auch hier den ersten Beitrag geleistet. Er hat in seiner kleinen Sammlung heanzischer Mundartausrücke auch das Wort Kitting für Bernstein festgehalten, und sich dazu die Erklärung „eine Art

oberirdischer Keller“ notiert, 1859<sup>2</sup>). Diese nicht gerade falsche, aber freilich sehr unzulängliche Beschreibung hat dann fast vierzig Jahre geruht, wenn nicht eigentlich bis in unsere Tage, denn Johann Reinhart Bünker, der sich 1895 mit dem Kitting beschäftigte, hat ebensowenig darauf zurückgegriffen, wie einer seiner vielen Nachfolger und Nachschreiber. Bünker hat bei seinen damaligen Forschungen über das Bauernhaus des Heanzengebietes alles wesentliche über den Kitting gesammelt, bezeichnende Stücke von außen und innen abgebildet, und auch den Namen zu erklären getrachtet<sup>3</sup>). Er glaubte ihn zu „Hütte“ stellen zu können. Im Jahr 1900 griff Karl Rhamm, der große vergleichende Hausforscher, die Mitteilungen Bünkers auf und stellte den Kitting mit entsprechenden Speicherbauten auf slawischem Boden zusammen<sup>4</sup>). Seine Aufweisung der Übereinstimmung des Kitting mit dem „šrub“ von Kylesovice bei Teschen in Österreichisch-Schlesien, mit dem „lepenec“ von Ujezd bei Taus in Böhmen und den „syparen“ bei Turz in in der Slowakei erlöste den burgenländischen Speicher aus seiner Vereinzelung, und fast alle Gleichsetzungen haben sich als dauerhaft erwiesen. Allerdings glaubte Rhamm infolge des Nachweises der verwandten Speicher auf slawischen Boden, daß auch der Kitting, wie diese Bauten, ein ausgesprochen slawischer Speicherbau sei. Dagegen wurden sehr bald Stimmen laut, welche auf die ganz verwandten Speicherbauten in Schlesien, die „Lemsl“ in der Vorstadt von Leobschütz, die „Pulprich“ in Niederschlesien, später dann auf die „Laimes“ in Altwalddorf in der Zips hinwiesen, und diese als durchaus deutsche Speicherbauten erklärten. Rhamm hat in seinem umfassenden Werk 1912 die direkte Beziehung dieser Speicher zum slawischen Bauwesen in den Hintergrund gerückt<sup>5</sup>).

Die Diskussion über diese Fragen setzte erst fast ein Menschenalter später wieder ein. 1926 streifte Arthur Haberlandt in seiner großen Übersicht der Volkskultur Europas das Thema, wobei er nur auf das Vorhandensein dieser Speichertype im Zusammenhang mit den anderen Blockbau-speichern hinwies<sup>6</sup>). Wenige Jahre später beschäftigten er und Bruno Schier sich fast gleichzeitig und auch im wesentlichen gleichsinnig mit dem Problem. Schier legte 1932 das Material Rhamms nochmals vor, mit stärkerer Berücksichtigung der Laimes-Speicher der deutschen Sprachinseln in der Slowakei, besonders Deutsch-Probens, die er selbst aufgenommen hatte<sup>7</sup>). In Übereinstimmung mit der schlesischen Forschung, welche die „Lemsl“ und „Laimes“ nunmehr erneut als durchaus deutsche Bauten ansprach, dehnte Schier diese Zuspreehung auf alle Speicherbauten dieser Gruppe aus. Für den Kitting im besonderen steuerte Schier eine neue Worterklärung bei, welche die Bezeichnung von Kot = Lehm ableitet. Da die schlesischen Speicher nach ihrem Lehmewurf als „Lemsl“ oder „Laimes“ bezeichnet werden, fand es Schier für wahrscheinlich, daß auch die burgenländischen nach ihrem Lehmüberzug benannt worden seien. Arthur Haberlandt trug zur gleichen Zeit die gleichen Erkenntnisse vor, versuchte aber gleichzeitig, die Einsicht in das Konstruktive der Erscheinung zu vertiefen. 1934 verwies er besonders auf die Eigenart der Spitztonnenwölbung, und stellte die ebenso gewölbten Decken obersteirischer Holzknechtthütten als Parallele hin. Dabei versuchte er auch die historische Tiefe der Erscheinung zu erschließen, indem er schrieb: „Die spitze Aufhöhung der Balkentonne ist aber wohl als Angleichung an die darüber gestülpte Flugdachform zu verstehen und ist gleichfalls nur eine abgeleitete Spätform — etwa des Mittelalters<sup>8</sup>)“. Ein Jahr später, 1935, faßte Haberlandt dann gelegentlich seiner Darstellung des Hauswesens und der Volkskunst des Burgenlandes seine Erkenntnisse folgendermaßen zusammen:

„Welche Bedeutung ihr rein konstruktiv entwickeltes Spitztonnengewölbe für die Architekturgeschichte des späteren Mittelalters besitzt, wird eindringendere Forschung noch klarzustellen haben. Sicher handelt es sich um deutsche volkstümliche Bauten, die ihre Entsprechung in Bergfrieden und Wehrtürmen des frühmittelalterlichen Burgenbaus haben und zusammen mit anderen westländischen Einrichtungen im Osten des deutschen Sprachgebietes auf einen letzten, zum Teil auch von den anwohnenden Slawen bewahrten Restbestand zusammengeschumpft sind“<sup>9)</sup>. Haberlandts Darstellung der „sehr bemerkenswerten Erscheinung“ ist auch deshalb von Wichtigkeit, weil sie seine und Karl Halaunbrenners topographische Erhebungen über noch stehende Kittinge bringt. Allerdings sind diese nicht vollständig, und andererseits den Nennungen Bünkers nicht gegenübergestellt, der noch mehr Orte mit Kittingen gekannt hat, als Haberlandt 1935 verzeichnen konnte. Hier wird also die Lokalforschung mit genauen Aufnahmen der bestehenden und womöglich auch der abgekommenen Bauten vervollständigend eingreifen müssen. Die von Haberlandt angedeutete vielfältige Problematik, in die auch von ihm die Frage der nationalen Zugehörigkeit der Bauten hineingenommen wurde, ist bisher nicht weiter verfolgt worden.

## I

Rollt man die ganze Fragenkette wieder auf, dann muß zunächst wenigstens in Kürze das Material vorgeführt werden. Diese Blockbauspeicher mit dem Spitztonnengewölbe und dem Lehmbeschlag sind, wie schon die Forschungsgeschichte gezeigt hat, keine rein burgenländische Eigensache. Sie sind dies aber innerhalb des heutigen Österreich. Mit den Speicherbauten der anderen Bundesländer, mit den Blockbauspeichern in Steiermark<sup>10)</sup> und Kärnten<sup>11)</sup> oder mit den Mauerspeichern im salzburgischen Lungau<sup>12)</sup> hat der Kitting ebenso wenig zu tun wie mit den Kasten-Speichern in Tirol<sup>13)</sup> und, vereinzelt, bei den Walsern in Vorarlberg.<sup>14)</sup> Er ist wohl mit den wichtigsten Gruppen von ihnen durch den Blockbau verbunden.<sup>15)</sup> Das in Blockwerk ausgeführte Spitztonnengewölbe trennt ihn jedoch davon ebenso wie der Lehmewurf. Seine wirklichen Verwandten sind, wie dies seit Rhamm allgemein gesehen und anerkannt wird, die Laimes-Speicher im schlesischen Bereich und Ausstrahlungsgebiet, und die übrigen, wenig zahlreichen Gegenstücke. Sie alle sind ihrem Typus nach völlig gleich, ihre verschiedenen Namen dürfen die Erkenntnis nicht verhindern, daß wir es hier nicht etwa nur mit Parallelen, sondern mit völlig übereinstimmenden Bauten zu tun haben. Da wir von unseren burgenländischen Gruppe des Typus ausgehen, wollen wir diesen künftighin einfach als Kitting-Typus bezeichnen, gleichgültig, wo er steht, und wie er bisher national beansprucht oder örtlich benannt wurde.

Das burgenländische Verbreitungsgebiet ergibt sich aus der Karte 1, in die alle bisherigen Nennungen, so weit sie mir bekannt geworden sind, aufgenommen wurden, und eine neue noch dazu. Von Norden nach Süden ergeben sich dabei folgende Orte, und deren Häuser:

Bernstein<sup>16)</sup>

Holzschlag Nr. 58 (Langau)<sup>17)</sup>

Goberling Nr. 48<sup>18)</sup>

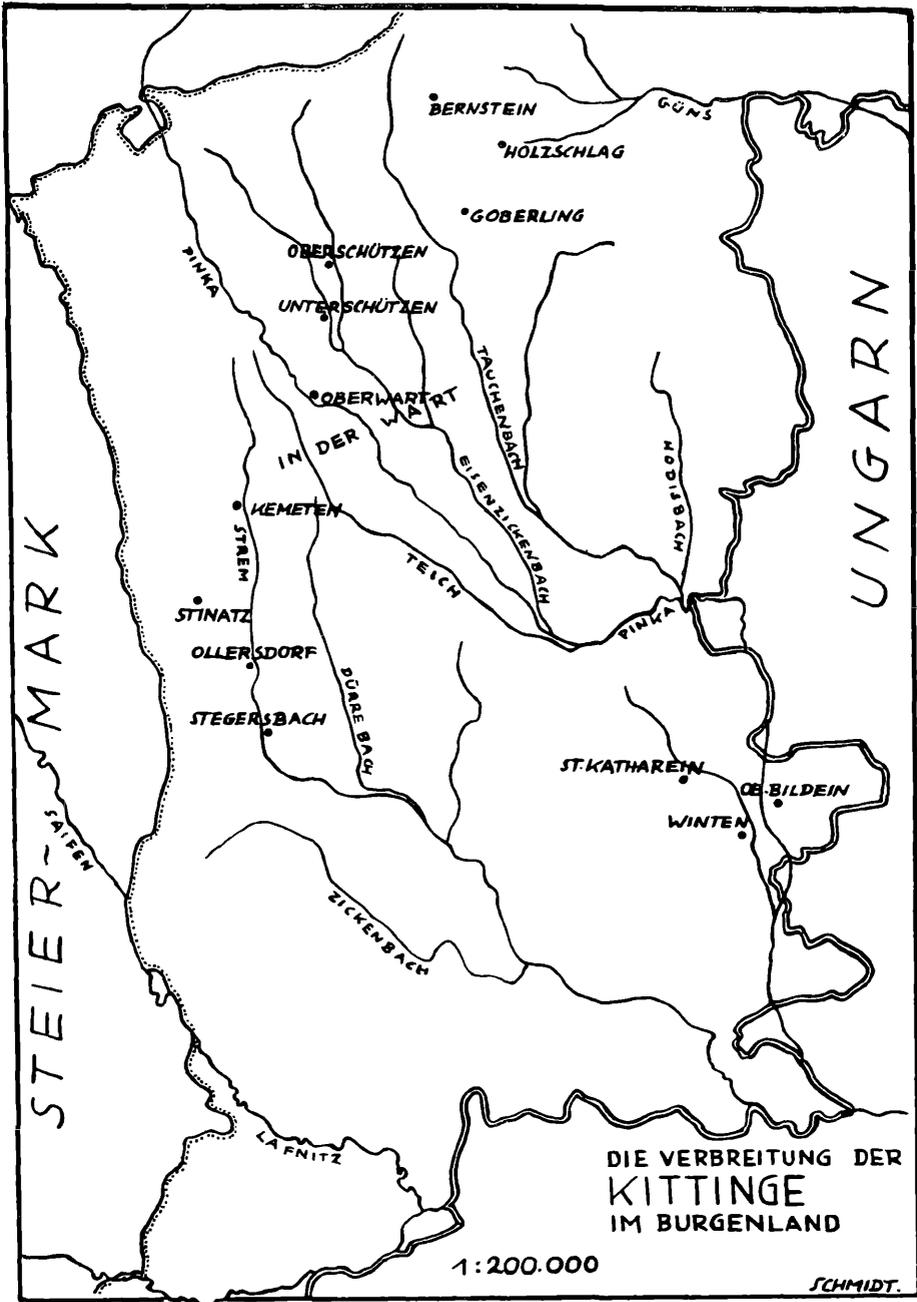
Oberschützen Nr. 104, Nr. 121, Nr. 124, Nr. 150, Nr. 153<sup>19)</sup>

Unterschützen Nr. 3, Nr. 7, Nr. 10, Nr. 11, Nr. 21, Nr. 30, Nr. 42,  
Nr. 73, Nr. 75, Nr. 88.<sup>20)</sup>

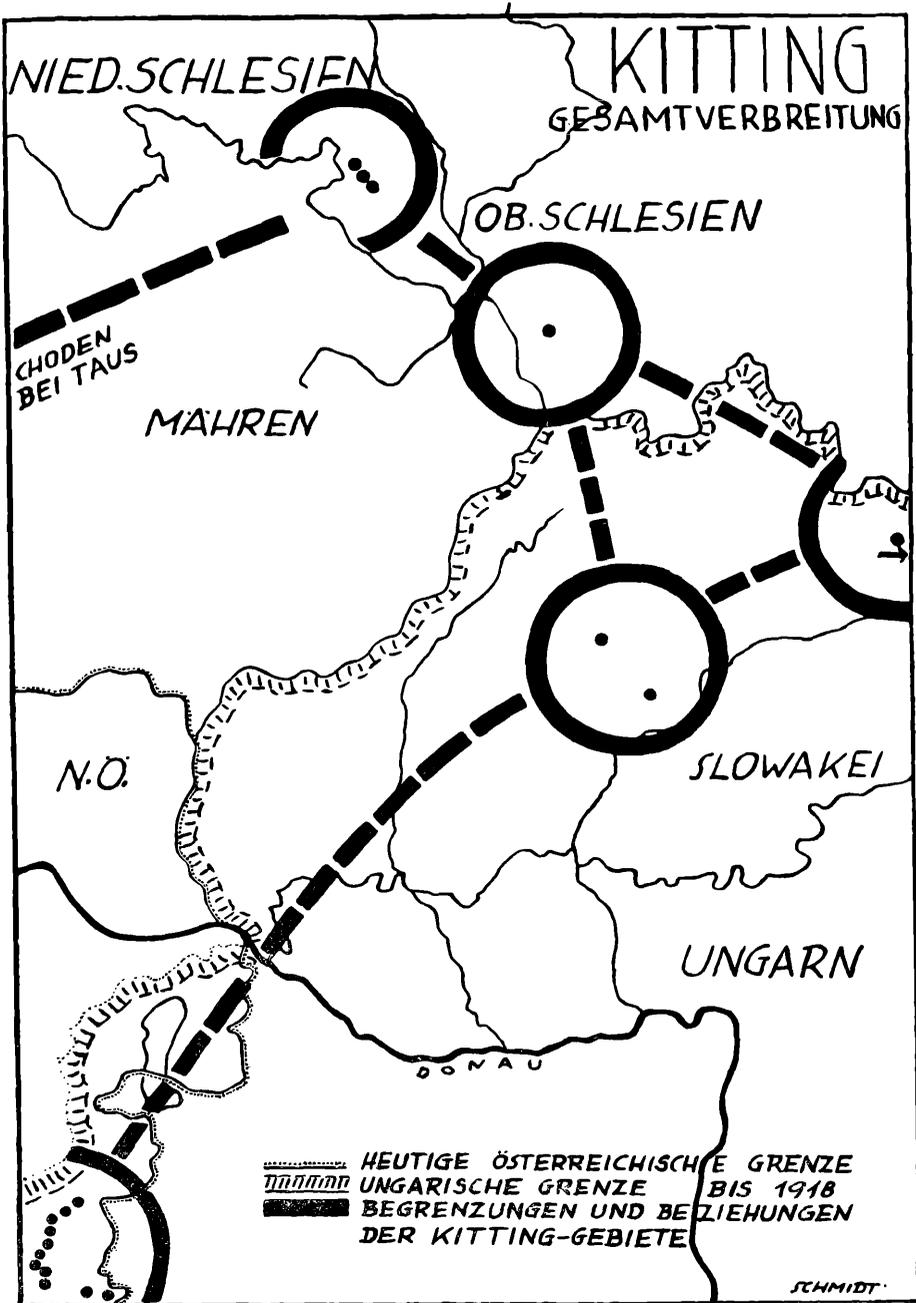
Oberwarth Nr. 564<sup>21)</sup>

Kemetten Nr. 4, Nr. 139<sup>22)</sup>

# KARTE I



### KARTE II



Ollersdorf<sup>23)</sup>  
Stinatz<sup>24)</sup>  
St. Katharein Nr. 25<sup>25)</sup>  
Winten<sup>26)</sup>  
Ober-Bildein Nr. 8<sup>27)</sup>  
Stegersbach<sup>28)</sup>

Das ist ein recht deutlich abgegrenzter Bezirk, vom Günstal bis zum Strembach, und in der Hauptsache parallel mit der Landesgrenze gegen Steiermark hin verlaufend, also der alten Grenze Ungarns gegen Österreich. Westlich davon, in der Oststeiermark, gibt es keine Kittinge. Nach Osten zu schwingt der Bogen bis an die heutige Grenze gegen Ungarn aus, vermutlich waren in den Orten von diesem steirisch-burgenländischen Grenzstück nach Osten zu noch mehr Speicher dieser Art vorhanden. Im heutigen ungarischen Gebiet setzt sich jedoch ihre Verbreitung nicht fort, weder ungarische noch deutsche Bauern von hier bis zum Plattensee kennen diese Speicherbauten. Das Gebiet ist im wesentlichen das der „Wart“, nach Norden wie nach Süden hin verbreitert.<sup>29)</sup> In den genannten Orten wohnen sowohl Deutsche wie Ungarn wie Kroaten. Im allgemeinen ist der Name „Kitting“ bekannt, doch wurde mir für St. Katharein und Winten die Bezeichnung „Hotter“ berichtet.<sup>30)</sup> Die Gewährsperson wußte, daß „Hotter“ eigentlich Grenze heiße, behauptete jedoch, der Speicher heiße deshalb so, weil er immer an der Grenze des Hofes stehe.

Neben dem burgenländischen Verbreitungsgebiet gibt es, wie schon in der Einleitung betont, mehrere weitere, fast durchwegs im Bereich der alten Österreichisch-Ungarischen Monarchie und Schlesiens gelegen. Sie seien hier anhand der Karte 2 in zwei Gruppen zusammengefaßt, nach Sudetenraum und Karpathenraum. Der Sudetenraum umfaßt in diesem Fall Böhmen, Mähren, Schlesien, einschließlich des Teschener Landes, der Karpathenraum die Slowakei, also das alte Oberungarn.

Im Sudetenraum stellt das westlichste, völlig vereinzelte Vorkommen das Chodengebiet in Westböhmen. Dort war in Ujezd bei Taus der „Iepenec“ als Blockbauspeicher mit allen Zeichen des Kitting-Typus üblich.<sup>31)</sup> Haberlandt hat schon mit Recht darauf hingewiesen, daß es sich bei den Choden um ausgesprochene Wehrbauern handelte, deren Bauten und Einrichtungen also mit jenen der böhmischen Bauern im Landesinneren nicht übereinzustimmen brauchen.<sup>32)</sup> In Schlesien stehen die zu unserem Typus gehörigen Speicher nicht auf der slawischen, sondern auf der deutschen Seite. Es wurde schon auf die „Lemsl“-Speicher in der Vorstadt von Leobschütz hingewiesen,<sup>33)</sup> die auch in Roben bei Leobschütz vorkommen,<sup>34)</sup> auf die „Pulprich“-Speicher in Niederschlesien.<sup>35)</sup> Dazu kommen noch die „Laines“ in Piltsch, Rösnitz und Thröm.<sup>36)</sup> Nach Osten zu ist noch der „šrub“ in Kyselovice bei Teschen anzuschließen.<sup>37)</sup>

Dieses Vorkommen bildet vielleicht die Brücke zu den Kitting-Typen des Karpathenraumes. Die stärkste Gruppe bilden die „Laines“ in Deutsch-Proben und in der Kremnitzer ehemaligen Sprachinsel.<sup>38)</sup> Auch der „syparen“ bei Turz,<sup>39)</sup> den ich nicht näher lokalisieren kann, hat wohl hierhergehört. Die östlichste Gruppe bilden schließlich die Speicher in der Zips, von denen die „Laines“ von Altwalddorf besonders bekannt geworden sind.<sup>40)</sup> An diesem östlichsten Punkt muß wieder darauf hingewiesen werden, daß es sich um ein Vorkommen dicht an der Grenze, in diesem Fall an der alten Grenze Ungarns gegen Polen handelt.

Überblickt man die Verbreitung des Kitting-Typus, so fällt die Lage am Rande der großen geschlossenen Siedlungsräume, die Lage an jeweiligen Grenzen auf. Der Chodenspeicher markiert die deutsch-böhmische Grenze bei Taus, die schlesischen Speicher begleiten offenbar ein Stück der schlesischen Grenze gegen Mähren zu, die Speicher des Teschener Landes stehen wohl auch mit dessen Grenzen, jetzt der Grenze Polens gegen die Tschechoslowakei, in Parallele. Für die Zipser Speicher wurde die Grenz-Lage bereits betont. Nur die Speicher der ehemaligen Sprachinseln in der Slowakei liegen von der Karpathengrenze etwas weiter entfernt. Im Verhältnis zum ehemaligen Königreich Ungarn liegen freilich auch ihre Verbreitungsbereiche wie die der burgenländischen Kittinge und der Zipser Laimes durchaus im Grenzzaum des Reiches der Stephanskrone.

Eine nationale Zuordnung läßt sich aus diesem Verbreitungsnachweis nicht gewinnen. Die meisten Speicher des Kitting-Typus wurden bisher wohl in deutschen Siedlungen nachgewiesen. Die tschechischen Choden zeigen jedoch, daß von einer Ausschließlichkeit dabei nicht die Rede sein kann. Diese Verhältnisse berechtigen jedenfalls kaum dazu, mit Rhamm von einer slawischen Speicherform zu sprechen. Sie berechtigen aber auch nicht dazu, mit den schlesischen Forschern und mit Schier und Haberlandt von einer deutschen zu sprechen, da sie eben in der gleichen Beobachtungszeit auch von nichtdeutschen Bauern benützt wurden und werden. Die Gruppe der Forschung, welche für das Deutschtum dieses Typus eintritt, hat daher die nationale Zuweisung auch nicht von der gegenwärtigen Verbreitung, sondern von der eventuellen Herkunft, also der geschichtlichen Schaffung des Typs abgeleitet. Das ist bei Schier allerdings nur als consensus omnium faßbar; Beweis hat er dafür keinen gebracht.<sup>41)</sup> Haberlandt hat in kulturhistorischer Vertiefung auf die Möglichkeit des Zusammenhanges mit Wehrbauten hingewiesen, die im Mittelalter vom Westen nach dem Osten gewandert sein müßten.<sup>42)</sup> Er hat dabei, wenn ich seine zu knappe Darstellung richtig verstehe, den frühmittelalterlichen Burgenbau gemeint, und dessen volkstümliche Auswirkungen. Wenn als Frühmittelalter hier vielleicht die Zeit des ottonischen und späteren fränkischen Burgenbaues verstanden werden sollte, dann fehlen mir allerdings die zu unserem Kitting führenden baulichen Merkmale. Gerade an diese hat aber Haberlandt wohl gedacht, wenn er von der Bedeutung des Spitztonnengewölbes für die Architekturgeschichte des Spätmittelalters sprach. Einfacher ausgedrückt heißt das doch wohl, daß diese Gewölbe der Kittinge den Eindruck eines gotischen Bauwerks machen. Wie diese beiden Vermutungen, Erinnerungen aus dem Wehrbau des 10.—11. Jahrhunderts, und Architekturgesinnung des 14.—15. Jahrhunderts zu verbinden sein sollen, das ist nicht erörtert worden, und würde sich auch schwerlich fruchtbringend erörtern lassen. Haberlandt hat damit nur gezeigt, wieviele Probleme auf einmal den Betrachter dieser burgenländischen Speicher erfüllen, und wie sehr die Wege zu ihrer Lösung auseinanderlaufen.

## II.

Um in diese Situation der Forschung eine gewisse Folgerichtigkeit hineinzubringen, muß man sich dem Kitting einmal in einer ganz bestimmten Interpretationsabsicht nähern. Viele Bestimmungsmöglichkeiten sind durch die vorstehenden Ausführungen schon dargelegt; der Gebäudetypus Kitting ist als Speicher im Verband des bäuerlichen Hofes aufgezeigt, seine Wandung ist als Blockwerk erkannt, die jedoch durch einen Lehmbeschlag verhüllt und gleichsam als Mauerwerk ausgegeben wird, seine Wölbung ist

mehrfach als ein gewissermaßen stilgeschichtlich faßbares Kennzeichen hervorgehoben worden. Von diesen Kennzeichnungen führen die beiden ersten nicht viel weiter: Speicherbauten gibt es zumal im deutschen Gebiet, schon in den angrenzenden Alpenländern in den verschiedensten Ausführungen, und der Blockbau hebt sich wohl von den aus Lehmziegeln gemauerten Wohnbauten der gleichen Höfe ab, schließt aber immerhin an den Rauchstübchenhäusern der nahen Oststeiermark und des Wechselgebietes an; das Verhehlen der Blockwand durch den Lehmbeschlag erscheint als Angleichung des Speichers an die Wohn- und Stallbauten begrifflich, und auch die immer wieder zur Begründung angeführte höhere Feuersicherheit mag ihr Teil beigetragen haben. Anders als bei den beiden ersten Charakteristiken steht es bei der dritten, bei der Wölbedecke, auf der das Scherendach nur lose und bei Brandgefahr sogar abwerfbar aufsitzt. Ihre Besonderheit ist nicht sogleich erkannt worden. Anton Dachler, sonst ein sehr guter Beobachter, sah beispielsweise 1906 gar nicht die Seltsamkeit der Wölbung im Holz, in Blocktechnik, sondern schrieb: „Bei den Heanzen heißt der Kasten auch Kitting (Gehütten?). Sowie das Haus, ist er auch stets gemauert und gewölbt“<sup>43</sup>) Dabei hatte Bünker schon ein Jahrzehnt früher festgestellt, daß es sich um Blockbauspeicher handle. Freilich hatte er sie nicht hervorgehoben, und auf dem für Dachler maßgebenden Blatt über das Bauernhaus der Heanzerei im großen österreichisch-ungarischen Bauernhauswerk einen Hof aus Oberschützen dargestellt, bei dem der Schnitt durch den Kitting nicht erkennen läßt, ob Wände und Gewölbe gemauert oder aus Blöcken aufgeführt sind<sup>44</sup>). Außerdem gibt es außerhalb des Kitting-Gebietes und neben den Kittingen aus Blockwerk auch gemauerte Speicher, die ihnen weitgehend gleichen. Faßt man also rein lokal die Wölbedecke der burgenländischen Kittinge ins Auge, so könnte sie vielleicht als eine bauerliche Nachahmung der gemauerten Wölbungen auf Gutshöfen usw. erscheinen. Der Holzbau hat zweifellos oft die Formen anderer Bautechniken nachgeahmt, warum sollte es hier anders sein?

Hier liegt eben die Grenze der örtlichen Erklärungsmöglichkeit. Was an einem Ort oder in einer Hauslandschaft eventuell noch möglich wäre, kann nicht gelten, wenn die gleiche Erscheinung an den verschiedensten, von einander weit getrennten Punkten auftritt. Die Holztonnengewölbe der Speicher vom Kitting-Typus im Sudeten- und im Karpathenraum lassen sich nicht als jeweilige örtliche Nachbildungen von gemauerten Gewölben erklären. Die Sachlage ist also doch wohl die, daß wir es bei allen Vertretern dieses Speichertypus mit Holztonnengewölben zu tun haben. Damit erscheint dieses Kennzeichen gleichzeitig als das Hauptmerkmal dieser ganzen Baugestalt, und muß eingehender als bisher untersucht werden.

Das Wölben in Holz ist eine durchaus ungewöhnliche, weithin unbekannte tektonische Erscheinung. Die Architekturgeschichte hat bis vor wenigen Jahrzehnten davon überhaupt keine Kenntnis genommen und das Wölben in Stein völlig in den Vordergrund gestellt. Es ist das hohe Verdienst Josef Strzygowskis, auch in dieser Hinsicht der Holzbaukunst neue Geltung verschafft zu haben. In seiner großlinigen Übersicht über die Kunst Europas hat er vor mehr als einem Vierteljahrhundert die drei maßgebenden Holzbaustile Europas, Blockbau, Ständerbau und Stabbau nebeneinander gestellt, und dabei ohne näheres Eingehen auf Detailfragen Osteuropa und den Blockbau zusammengeordnet. Er charakterisierte dabei dieses Drittel der „europäischen Kunst“ folgendermaßen: „Die Baugesinnung dieses Gebietes ist durch den Blockbau, das heißt die Bildung der Wände, der Decke und des Daches

in liegenden Hölzern bedingt. Die Wände werden durch wagrecht übereinandergelegte Baumwalzen gebildet, die ursprünglich übereinandergeschichtet und an den Enden verkreuzt, später aber behauen und an den Enden überblattet wurden. Dach und Decke können entweder als Sattel und Tonne gebildet sein, wenn ein gegenüberliegendes Wandpaar in Giebelform aus kürzer werdenden Stämmen weitergeführt wird (der antike Tempel scheint mit dieser Bauweise in Zusammenhang), oder die Blöcke werden vom Dachansatz an über Eck gelegt.<sup>45)</sup> Strzygowski hat von den Anregungen, die in diesen allgemeinen Überlegungen enthalten sind, nur eine mit großer Konsequenz immer weiter verfolgt, nämlich die letzte, die Möglichkeit der Bildung eines Kuppelgewölbes in Holz.<sup>46)</sup> Das erscheint angesichts seiner weltumspannenden Forschungen zur Geschichte der Kuppel begreiflich. Die in den vorstehenden Sätzen aber gleichfalls enthaltene Anregung, auch die Holztonne zu erforschen, ist jedoch leider nicht verfolgt worden. Strzygowski hat vermutlich nicht einmal gewußt, daß es in seiner nächsten Nähe, nämlich bei den burgenländischen Kittingen, noch lebende Vertreter dieser Art der Deckengestaltung im Blockbau gab. Daran mag die mangelhafte Zusammenarbeit der Volkskunde mit den übrigen Geisteswissenschaften in Wien vor einem Vierteljahrhundert schuld gewesen sein. Daß aber Strzygowskis Anregungen ihrerseits bei den Hausforschern keinen Widerhall gefunden hat, daß beispielsweise Schier diesen Weg gar nicht sah, das bleibt doch verwunderlich. Freilich hat Schier das Haus und die anderen bäuerlichen Bauten nie als Baugestalten, als einheitliche Schöpfungen aufgefaßt, sondern sie immer analytisch zu zerlegen versucht, um ihren Einzelheiten in den von ihm erdachten „Kulturkreisen“ nachgehen zu können.

Für uns bleibt es jedoch eine dringende Forderung, nunmehr der Anregung Strzygowskis nachzufolgen und zu suchen, inwieweit es innerhalb der Bauwelt des Blockbaues tatsächlich die Wölbung im Sinn des Kittingdaches gibt, also die Tonnenwölbung über den Answänden. Arthur Haberlandt hat, ohne Strzygowskis Anregung zu erwähnen, den Blick auf die Flachtonnenwölbe der Alpenländer und der Schweiz, sowie ihrer geringfügigen nordischen Gegenstücke gelenkt.<sup>47)</sup> Beginnen wir diese Gestaltung wieder vom Alpenostrand aus zu verfolgen, so klappt zwischen dem Burgenland und Südtirol, dem Land der Stuben mit gewölbter Decke, ein fast völlig leerer Raum. Haberlandt hat nur auf ein Zwischenglied in der Obersteiermark aufmerksam machen können, auf eine Ochsenhalterhütte auf der Staritzen nächst Seewiesen bei Mariazell.<sup>48)</sup> Diese Blockbauhütte besitzt eine Flachtonnenwölbung aus Balken, über der sich ein Bretterschindeldach befindet. Diese Flachtonne hat Haberlandt mit den gewölbten Stubendecken Südtirols verglichen, ausgehend von dem Gedanken, daß diese Tafelstuben ja nichts anderes als in die gemauerten Gebäude hineingestellte Blockbauten seien. Freilich ist dabei zu beachten, daß zwischen dem einen steirischen und den mehreren tiroler Zeugnissen eine gewaltige sozial-ständische Kluft liegt: in Steiermark ist es eine Ochsenhalterhütte, in Tirol, und, um dies gleich vorweg zu nehmen, auch in der Schweiz sind es in erster Linie mittelalterliche Burgen und Edelsitze, welche derartige Wölbdecken aufweisen. Auch das östlichste Stück davon, das vielleicht hierhergehört, die Stube des frühgotischen Palas von Goldegg im Pongau, wohl noch dem 14. Jahrhundert angehörig, wölbt seine „gebrochene Balkendecke“ über einen adeligen Wohnraum.<sup>49)</sup> In Südtirol war es die Trostburg bei Waidbruck und Höfe in Schenna, Klösterle, Villanders bei Klausen, Brixen und Vigo di Fassa.<sup>50)</sup> Die letzteren befinden sich im Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck und sind von Vinzenz Oberhammer vorbild-

lich abgebildet und beschrieben worden. Die Formen dieser Wölbdecken sind verschieden, es sind hochwertige Zimmermannskunstwerke; gemeinsam ist ihnen eben das Wölben in Holz über einem Raum, der schönen Stube. Von Südtirol führt der Weg nach der Schweiz, wo Hunziker gewölbte Stubendecken aus Holz im Schloß Habsburg, in Brugg und Arbon nachweisen konnte,<sup>51)</sup> und ferner auf die Gepflogenheit im Berner Oberland und im Wallis verwiesen hat, die Stubendecke als „wölbi“ zu bezeichnen.<sup>52)</sup> Auch den ostschweizer Ausdruck „gspannti böde“ hat Hunziker hierhergestellt.<sup>53)</sup> Ob es sich in all diesen Fällen wirklich um Nachklänge der Holztonnenwölbung aus dem Blockbau heraus handelt, vermag ich nicht nachzuprüfen.

Hunziker hat auch bereits auf die Parallelen in Norwegen und Finnland hingewiesen. In Norwegen hat sich im Glymsdal in Bäverdalen ein Haus des 18. Jahrhunderts gefunden, das als „Decke eine Art Wölbung unter dem Dach“ aufweist<sup>54)</sup>. In Finnland hat bereits Axel O. Heikel Bauernhäuser in Nyland und in Skylä bei Abo beschrieben, die eine gewölbte Stubendecke besitzen, über der sich erst das eigentliche Dach befindet<sup>55)</sup>. Auch in diesen Fällen, die, nach der übrigen norwegischen und finnischen Hausliteratur zu schließen<sup>56)</sup>, Ausnahmen sind, vermag ich nicht nachzuprüfen, ob es sich um eigentliche Blockbau-Tonnengewölbe, oder nur um Verschalungen handelt.

An Verschalungen, Bretterdecken, die den Blick ins Dachgerüst verhindern, denkt man jedenfalls dabei leicht, da sowohl in Norwegen wie in Finnland sonst sehr häufig die Stubendecke überhaupt fehlt, Hermann Phlebs hat das angesichts der Villanderer Stube im Innsbrucker Museum umgekehrt formuliert: „Aber auch die in Wölbform gestaltete Decke weist auf Vergangenes. Es ist dies die Ausweitung nach oben, wie es in reinerer Form das urgermanische offene Dach hat.“<sup>57)</sup> Ob dies so für die Tiroler Stuben zutrifft, sei dahingestellt. Diese so bewußt durchstilisierten Wölbdecken kann man wohl nicht ohne weiters als eine bessere Entartung der ursprünglich deckenlosen Stube mit dem Blick und Rauchabzug ins offene Dach hinstellen. Bei den nordischen Parallelen dagegen mag es ohne weiteres gelten. Dort überwiegen eben die deckenlosen Stuben, und die Einziehung eines Pseudogewölbes kann ohne weiteres eine jüngere Nachbildung sein, die immer noch die Erinnerung an die früher offene Stubendecke wacherhält. Der Holz-Flachtonne als Baugestalt wird eine derartige Erklärung jedenfalls nicht gerecht.

Oberhammer, der Aufsteller der Innsbrucker Museal-Stuben, hat versucht, dem auch ihm rätselhaften Problem der südtiroler Wölbdecken von einer anderen, sehr realistischen Seite nahezukommen. Er vermutet in der Tatsache dieser Wölbung einen „verborgenen Zweck“, und will deshalb die „kühne Tat“ dieser nicht ganz verständlichen Gestaltung zweckhaft erklären. Es sei daher im folgenden, wenn auch nicht gerade auf einen Zweck, der ja auch gar nicht so klar vorhanden sein muß, so doch wenigstens auf eine Erklärung hingewiesen, die die immerhin auffällige Gestaltung vielleicht etwas verständlich sein läßt. — Wir wissen, daß bei den meisten dieser gotischen Stuben mit Balkendecke nicht der ganze zur Verfügung stehende Raum seiner Höhe nach ausgenützt wurde, sondern daß das Blockhaus der Stube — als solches kann die Art von Vertäfelung ja aufgefaßt werden — in bedeutend niedrigerer Höhe erbaut wurde, als es die Raumverhältnisse gestattet hätten. Der dadurch entstehende leere Raum zwischen Balkendecke und Fußboden des Dachbodens, angeblich bis zu einem Meter in der Höhe, wurde, wieder zum Zwecke der Wärmeisolation, mit Schutt aufgefüllt, eine Tatsache, die sich gerade beim Abbrechen solcher Stubengetäfel oft sehr unangenehm bemerkbar machte, da sich beim Lösen des ersten Deckenbalkens der ganze Schutt über

der Balkendecke in die Stube entleerte. Die Tonnenform in dieser primitiven Ausgestaltung hätte nun allerdings den Vorteil, einen verhältnismäßig höheren Raum zu gestatten und trotzdem auf die Wärmeisolation nicht zu verzichten.<sup>58)</sup> Diese Möglichkeit dürfte kaum ernstlich in Betracht zu ziehen sein. Wenn sowieso zwischen Decke und Dachboden-Fußboden bis zu einem Meter Raum war, um diese angebliche Isolationsschicht einzulagern, so konnte man auch die gesamte flache Decke heben, ein Zwang, sie zu wölben, lag gewiß nicht vor. Außerdem gewinnt man doch den Eindruck, daß auch Oberhammer meint, die Blockbaustube sei bereits unabhängig vom Steinhaus, in das sie später eingebaut wurde, vorhanden gewesen: war sie damals, vor dem Einbau, schon mit einer Decke versehen, und war die nun flach oder gewölbt? Das sind jedenfalls Fragen, die sich auf eine derart materialistische Weise nicht lösen lassen.

Viel wichtiger wäre es, diese Wölbdecken stilgeschichtlich zu betrachten. Sie gehören alle der Zeit der Gotik an, sind aber, und das ist nun ganz auffällig, nicht etwa Spitztonnen, das heißt, durch Spitzbogen begrenzt, sondern im Gegenteil Flachtonnen, mitunter bis zur Halbkreisrundung ansteigend. Die flachsten entsprechen der Decke der Ochsenhalterhütte auf der Staritzen bei Seewiesen: diese, sicherlich als Einzelobjekt rezent, läßt sich stilistisch ebensoviel und ebensowenig einordnen wie die nach ihrem Dekor deutlich als spätgotisch gekennzeichneten Südtiroler Decken. Es sind eben in beiden Fällen Blockbau-Gewölbe, die ihrem Typus nach, und das heißt doch wohl auch kulturhistorisch bedeutend älter sind als die historischen Stile.

Von hier aus erhellt sich blitzlichtartig ein wichtiger Zug der Problematik der Kittinge. Wenn nämlich die nach ihrer absoluten Chronologie so gut festlegbaren südtiroler Flachtonnengewölbe stilistisch nicht als „gotisch“ festzulegen waren, dann wird man mit einer derartigen Zuweisung auch bei den Spitztonnengewölben der Speicher vom Kitting-Typus vorsichtig sein müssen. Haberlandt hat auf die „Architekturgeschichte des späteren Mittelalters“ hingewiesen, mit der diese Spitztonnengewölbe in Beziehung stehen könnten. Sie haben also auch auf ihn einen gotischen Eindruck gemacht, ohne daß er ihn näher fixiert hätte. Dies wohl auch unter dem Einfluß einer von ihm selbst knapp vorher vorgetragenen Hypothese. Angesichts der Holzfällerhütte von der Veitsch, die ein ausgesprochenes Spitztonnengewölbe unter dem Schindeldach zeigt, hatte er nämlich gemeint: „Die spitze Aufhöhung der Balkentonne ist aber wohl als Angleichung an die darüber gestülpte Flugdachtonne zu verstehen und ist gleichfalls nur eine abgeleitete Spätform — etwa des Mittelalters.“<sup>59)</sup> Hier ist also alles in der Schwebe gelassen.

Wesentlicher als solche Versuche, Erkenntnisse relativer Chronologie mit solchen absoluter zu vermengen, bleibt das Festhalten der Tatsachen: es gibt Tonnengewölbe im Blockbau, und sie haben eine beachtliche Verbreitung, anscheinend in zwei verschiedenen Gestaltungsformen. Die Flachtonne überspannt Wohnräume in den Alpenländern, die Spitztonne hat sich bisher nur als die Decke von Speicherbauten feststellen lassen; zwischen beiden tauchen ab und zu Behelfsbauten, Holzknechtbehausungen usw. auf, die bald flach, bald spitztonnig eingewölbt sind. Bemerkenswerterweise liegen sie auch räumlich zwischen den Hauptverbreitungsgebieten der beiden Typen. Sie können Reste älterer Gestaltung sein, jedoch losgelöst aus der zusammenhängenden Bautradition, die jedenfalls hüben für die Stuben, drüben für die Speicher maßgebend war. An einen bestimmten Zeitstil, etwa an die Gotik des Spätmittelalters, lassen sich alle diese Erscheinungen nicht anschließen. Diese Blockbau-Gotik führt offenbar ein eigenes Leben.

Nur anhangsweise kann hier noch auf eine besonders wichtige Frage hingewiesen werden, die für mich einstweilen unbeantwortet bleibt, nämlich auf die Frage nach dem Auftreten von Holztonnengewölben in Kirchen. In den bekannten Holzkirchen-Landschaften, also etwa in den Karpathen, gibt es wohl Holztonnengewölbe, beispielsweise bei den basilikalischen Kirchenanlagen von Seldobosch und Sokyrnycia in der Ostslowakei, doch hat Vaclav Mencl schon darauf hingewiesen, daß diese „Gewölbe“ von zwei Holztragebogen gebildet werden, auf denen Bretter aufliegen.<sup>59 a)</sup> Das gehört also zu den Deckenverschalungen, nicht zu den Wölbdecken in Blockwerk. Dagegen gibt es in den österreichischen Alpenländern mindestens einen Fall einer Blockbaukirche, deren Decke tonnengewölbt ist, aus behauenen Blöcken, und über der ein Scherendach den eigentlichen Wetterschutz ausübt. Es handelt sich dabei um die Kirche der Hl. Dreifaltigkeit am Gray auf dem Kärntner Sonntagsberg bei St. Veit an der Glan.<sup>59 b)</sup> Der Chor der Kirche ist spätgotisches Mauerwerk, das Schiff aber ein regelrechter Blockbau, und eben flachtonnengewölbt. Mir sind leider noch keine weiteren Kirchen dieser Art bekannt, und auch keine Arbeiten, die sich damit beschäftigen würden. Zweifellos ist jedoch das Auftreten der Block-Tonnenwölbung auf dem Gebiet des Sakralbaues von höchster Bedeutung, wie im nächsten Abschnitt noch deutlich zu machen ist.

Von einer Bindung an einen Zeitstil soll aber auch in diesem Zusammenhang nicht gesprochen werden, zumal auch die Blocktonne der Kärntner Dreifaltigkeitskirche nicht datierbar ist.

### III.

In den vorstehenden beiden Abschnitten hat sich das Kitting-Problem sowohl aus seinen nationalen wie aus seinen zeitlichen Bindungen lösen lassen. Die nationale Einengung fiel weg, weil es sich ergab, daß diese Speichertypen offenbar in verhältnismäßig weiten Räumen jeweils den Grenzen, den eigens angesiedelten Wehrbauern eigen ist. Es scheinen meist Grenzer des Ostens gegen den Westen zu sein; auch dann, wenn es sich der sprachlichen Zugehörigkeit nach um Deutsche handelt. Mehrere dieser Grenzergruppen, beispielsweise die Choden und die Ungarn in der Wart lassen sich ihrer Ansiedlung nach zeitlich festlegen. Ob damit etwas für die Altersstellung der von ihnen gebauten festen Blockbauspeicher mit den Spitztonnengewölben ausgesagt wird, erscheint allerdings noch fraglich. Zumindest hat sich eine derartige zeitliche Ansetzung nicht mit einem eventuellen Zeitstil in Verbindung bringen lassen: die Spitztonnengewölbe der Kittinge sind nicht im geläufigen kunstgeschichtlichen Sinn „gotisch“, also auch nicht spätmittelalterlich.

Es ist daher möglich, den Blick von derartigen engeren Bindungen zu lösen, und in einer weiteren Runde umherzusehen, ob sich irgendwo eine verwandte Gestaltung findet. Dabei können die weiten Gebiete alten Steinbaues ebenso unberücksichtigt bleiben wie die alten Lehmbaues; der Mittelmeerumkreis wie der vordere Orient kommen als Herkunftsgebiete auch nur verwandter Typen wohl nicht in Betracht. Die europäischen Holzbaugebiete haben wir aber bereits gemustert, ohne viel Aufschlüsse zu finden. Vielleicht kann also noch eine Berührungszone zur Aussage gebracht werden, etwa eine Landschaft, in der ursprüngliche Holzbauten in Stein übersetzt wurden und so lange Zeiträume überdauerten.

Es gibt in der Tat eine derartige Landschaft. Es ist Lykien in Kleinasien, über dessen antike Baudenkmäler wir durch eine große österreichische Ausgrabung genau informiert sind. Otto Benndorf hat die deutlich von allen

anderen kleinasiatischen Denkmälern unterschiedenen Gräber der alten Lykier bereits bei ihrer Entdeckung als Nachbildungen von Holzbauten erkannt, <sup>60)</sup> und Rudolf Meringer hat ihre Interpretation entscheidend gefördert. <sup>61)</sup> Seither hat besonders Helmuth Th. Bossert ihre Erkenntnis weitergetrieben. <sup>62)</sup>

Diese lykischen Grabbauten, die anscheinend hauptsächlich dem 6.—4. Jahrhundert vor Christus angehören, sind ihrer Baugestalt nach völlig ungriechisch, haben aber auch mit den hettitischen und anderen kleinasiatischen Grabanlagen nichts zu tun. Es handelt sich bei ihnen in der Hauptsache um ein kleinräumiges, schlank aufragendes Gebäude, häufig auf einem Felsen oder einem eigenen Unterbau turmartig freistehend, das besonders durch sein eigenartiges Dach gekennzeichnet ist. Dieses Dach ist ein ausgesprochenes Spitztonnengewölbe. Benndorf hat bereits gesehen, daß sowohl die Schwellen- wie die Dachkonstruktion nur eine ausgeprägte, zuweilen vielleicht überbetonende Holzbalkennachahmung in Stein ist. Meringer hat die Schwellenbalken dieser Grabbauten besonders untersucht, und sie ihrer Aufbiegung wegen als Schlittenkufen bezeichnet, und damit zu den auf Schlitten beweglichen Häusern gestellt, die bis zur Gegenwart auf dem Balkan bekannt sind. Über das Dach äußerte er sich in diesem Zusammenhang: „Vielleicht hatte das bewegliche lykische Haus ein aus einem Kreuzstangengestell und biegsamen Ruten hergestelltes leichtes Zeldach.“ <sup>63)</sup> Die wuchtigen Wölbdächer widersprechen diesem Befund allerdings gründlich. Nur das „Kreuzstangengestell“ scheint an einigen Grabbauten gesichert, es ist eine Abstützung oder Aufständering des Daches, freilich so wuchtig, daß man an keine leichten Ruten, sondern nur an schwere Pfetten zu denken vermag. Und diese, vielmehr ihre Nachbildungen in Stein, sind an einigen Grabbauten, so in Pinara, in Kekova und in Fethiye <sup>64)</sup> so deutlich zu sehen, daß als Vorbild in Holz dafür wohl nur ein Block-Gewölbe in Frage kommt. Allerdings keines auf Ansen, sondern eben ein aufgeständertes. Bei mehreren Gräbern fällt noch ein kammartig aufgesetzter Balken über der Firstpfette, wenn man so sagen darf, auf. Er hängt wohl mit der Dachhaut zusammen, von der wir uns vorläufig noch keine Vorstellung machen können. Vielleicht hat man an ein Stampfdach gedacht, an eine dicke Bestampfung über der Holztonne. Die Tonnengewölbe unserer Kittinge werden durch eigene Flugdächer in Scherenkonstruktion geschützt und können daher nicht zum Vergleich dienen.

Benndorf, Meringer und Bossert haben diese Grabgebäude stets als „Häuser“ bezeichnet. Ihrer Kleinräumigkeit und ihrer festen Bauweise wie ihrer turmartigen Einzelstellung nach möchte man in ihnen aber doch kaum das Abbild eines Wohnhauses erkennen, sondern eher das eines Sondergebäudes, das am ehesten unserem Speicher gleichgesetzt werden könnte. Eine solche Verengung oder nähere Bestimmung scheint mir zumindest angebracht als die Verallgemeinerung Carl Schuchhardts, der meinte: „Die phrygischen und lykischen Grabtürme und das ähnliche Monument des Maussolos in Halikarnass sind zu feinen Kunstformen erblühte Menhirs.“ <sup>65)</sup> In einem Menhir können weder Tote wohnen noch Lebende. Die Grabbauten der Lyker waren aber Bauten, in denen offenbar die Toten wohnen sollten, es waren keine Denkmäler, sondern wirkliche Gebäude, sogar steinerne Nachbildungen der wer weiß wann bereits verlorenen hölzernen Formen. Nur waren es eben nicht die Wohnhäuser, weder die steinernen noch die hölzernen, sondern am ehesten wohl Speicher. Das hat für eine Gruppe direkter Gegenstücke, nämlich für die sogenannten „Hausurnen“ der nordischen Vorgeschichte bereits vor zwanzig Jahren Franz Oelmann gesehen, der auch

diese Hausurnen als Speicherurnen erkannte.<sup>66)</sup> Die weitere Speicherforschung konnte daran anschließen. Arthur Haberlandt hat hier nicht nur zugestimmt, sondern durch den Hinweis auf die Kuppelgräber von Mykene das Blickfeld erweitert: auch diese kuppelgewölbten Totenbauten waren zweifellos keine Häuser, sondern Speicher.<sup>67)</sup> Die Totenhäuschen der Ossien im Kaukasus mit ihren Pyramidendächern bilden ein lebendiges Gegenstück dazu.<sup>68)</sup>

Für Rundbau, Steinbau, Kuppeldach hat sich also dieser Gedankengang infolge der zahlreichen und gutbekannten Zeugnisse leicht einsehen lassen. Nun wird er vielleicht auch für die Speicherbauten mit dem Spitztonnengewölbe durchzudenken sein. Allerdings liegen hier zahllose Hindernisse vor. Aber wenn Meringer die lykischen Schlitten-Häuser mit den rezenten bosnischen verbinden konnte, so mag das gleiche doch auch für die lykischen Spitztonnengewölbe und die burgenländischen Kittinge gewagt sein.

Der Weg führt vermutlich ins indogermanische Altertum. Die Lyker waren Eindringlinge in Kleinasien, sie kamen vielleicht im 2. Jahrtausend vom Nordosten her ins Land. An spätere Wanderungen, die sie mit Kreta in Berührung brachten, braucht hier wohl nicht gedacht zu werden. Diese Grabbauten, die hier maßgebend sind, konnten sie sich nicht im Mittelmeerbereich holen. Wohl aber darf man an Verbindungen zum frühen Indertum denken. Ist auch von dessen Holzbaukunst nichts erhalten, so gemahnen doch die Tschaityahallen als Versteinerungen von Spitztonnengewölben ganz deutlich an eine Zeit, in der diese Bauweise den Indern nicht nur bekannt, sondern wohl auch heilig gewesen sein muß. Anders wäre die Übertragung dieser Holzwölbung auf die Höhlenheiligtümer von Adschanta im 3. Jahrhundert vor Christus kaum denkbar.<sup>69)</sup>

Ernst Diez hat, unter dem Einfluß Strzygowskis, gewagt, diesen Typus des erschlossenen altindischen Holzbaues mit einer nicht belegbaren „altarischen Königshalle“ in Zusammenhang zu bringen.<sup>70)</sup> Ohne den Wert einer derartigen Hypothese anzuzweifeln, möchte ich mich doch bescheiden, und einerseits Gebäude mit Spitztonnengewölbung als im 2. bis 1. Jahrtausend im indogermanischen Osten vorhanden feststellen; dafür sprechen ihre späten Übersetzungen in Stein zweifellos; andererseits aber die Wichtigkeit, die offensichtliche Bedeutsamkeit dieser Gebäude betonen. Die lykischen Totengebäude, die indischen Felsentempel sind nicht nur an sich Bauwerke von glaubens- und brauchmäßiger Bedeutung, sie sind dies offenbar vor allem durch ihre Gestalt. Umgekehrt ausgedrückt heißt dies wohl, daß dieser Gestalt eine ausgesprochene Bedeutsamkeit zugeschrieben wurde, daß der hölzernen Spitztonne Gestaltheiligkeit zukam.<sup>71)</sup> Diez hat, in Ahnung dieses Sachverhaltes, an eine Bedeutsamkeit hinsichtlich der königlichen Macht gedacht. Mir erscheinen die durch hölzerne Spitztonnen überwölbten Gebäude zu klein für derartige Hallen. Gräber und Speicher können doch auch gestalthilig sein, besonders wenn sie auf bestimmten Strecken ihrer Geschichte identisch gewesen sein sollten.

Aber auch das Blocktonnengewölbe eines Sakralbaues wie das der Dreifaltigkeitskirche am Gray auf dem Kärntner Sonntagsberg mahnt eindringlich, der Bedeutung dieser Gestalt im Bezirk der Heiligkeit nachzugehen. Auch wenn wir heute noch durchaus nicht wissen können, woher sich der vorläufig noch vereinzelt erscheinende Fall eines Blocktonnengewölbes in einer Kärntner Kirche herleitet, so ist doch zweifellos sicher, daß diese Ausnahme mit Absicht geschaffen wurde. Die Zimmerleute, die eine derartige Tonne aus Blöcken zu wölben verstanden, müssen in einer großen Tradition gestanden

sein, der auch die innere Bedeutung dieser Baugestalt nicht fremd gewesen sein kann. Sie waren aber doch wohl auch die gleichen, welche die Decken der Speicherbauten einst gewölbt hatten, und auch dort wußten, warum.

#### IV

Mit dieser Überlegung stehen wir wohl auf der Höhe unserer derzeitigen Erkenntnis, und, zumindest nach einer Seite hin, an deren Grenze: die Kittinge, lautet der bündige Schluß aus den bisherigen Gedankengängen, sind ein Speichertypus aus einer Periode und aus einer Entstehungslandschaft, wo in Speichern begraben und in Gräbern gespeichert wurde. Das geschah ringsum in Rundbauten, in Kuppelbauten, damals und dort aber in Rechteckbauten mit Spitztonnengewölben. Überlassen wir die Rundbauten, die Kuppelbauten nach wie vor nichtindogermanischen, vorindogermanischen Erbauern, so bleibt gerade aus diesem Gegensatz für unseren Bautypus der indogermanische Habitus erhalten. Der Rechteckbau hat das von vornherein annehmen lassen. Das Spitztonnengewölbe gestattet es, uns wenigstens als Anklang an die herkömmlichen Stilbegriffe diese frühen Indogermanen gleichzeitig auch als die ersten Gotiker zu bezeichnen. Gotiker im Holzbau, im Blockbau, wie sie Strzygowski schon geahnt hat.

Die Erbauer dieser Grab-Speicher-Bauten müssen Bauern gewesen sein, da nur diese zur Erbauung von Speichern gedrängt werden. Sie haben, scheint es, eine individuelle Bauernwirtschaft geführt, keine gemeinschaftliche, denn diese Speicher, auch die lykischen Grab-Speicher, sind klein, gerade für die Fruchtmenge eines Hofes geeignet. Größere Wölbungen, wie sie Gemeinschaftsspeicher erfordern würden, überspannte die Blockbauwölbung wohl auch nie.

Warum hat man diese Bauten überhaupt überwölbt, und was hat diese ungewöhnliche Deckenform beibehalten lassen? Beruht die Gestaltheiligkeit in einem solchen Fall nur auf dem Beibehalten der Tradition, oder gilt sie im Sinne eines mythischen Dynamismus als eine stetig wirkende Kraft? Das ist die innere Verbindung der Fragen nach dem Ursprung dieser Gestaltung, nach ihrem Sinn, und nach dem Sinne ihres Beibehaltens.

Dieser Fragen-Verbindung läßt sich nur durch eine Hypothese antwortend entgegenreten. Und zwar muß diese, zunächst ohne eigentliche Beweismöglichkeit, die Annahme vortragen, daß es sich bei allen derartigen Wölbungen um Nachbildungen eines geglaubten Urbildes, also eines Urgewölbes handelt. Dieses kann, vergleicht man alle verwandten Glaubensvorstellungen im Bauwesen, nur kosmisch gedacht, also das Himmelsgewölbe gewesen sein. Dieser Bautypus ist also nicht nur real, sondern auch sinnbildlich eingedeckt worden, wobei unter Sinnbild das geglaubte Abbild einer kosmischen Wirklichkeit verstanden werden muß. Zu den weiteren baulichen Folgerungen aus dieser Grundanschauung heraus gehört es, ob das gesamte „Weltbild“ der betreffenden Kultur sphärisch oder nach Himmelsrichtungen orientiert gedacht war. Ferdinand Bork hat die großen Schwierigkeiten gezeigt, denen jede Aufschlüsselung dieser alten Weltbilder unterworfen sein muß.<sup>72)</sup> Er hat aber gleichzeitig den Versuch unternommen, die sehr zahlreichen und zu verschiedenen Zeiten wirksamen sphärischen Weltbilder von den nach Himmelsrichtungen orientierten, im wesentlichen also von einer vierseitigen Grundgestalt der Erde ausgehenden zu trennen, beziehungsweise deren Verbindungsformen zu bestimmen. Von den mit Gewölben eingedeckten Bauten aus gesehen, gehören die Rundbauten mit ihren Kuppeln jedenfalls zu den

Äußerungen, den Nachgestaltungen eines sphärischen Weltbildes. Der Viereckbau mit seinem Tonnengewölbe dagegen muß eine Sonderstellung einnehmen: wenn nicht alles trägt, dann ist er die bauliche Bezeugung der Verbindung eines sphärischen und eines vierseitig orientierten Weltbildes. Der mythische Dynamismus, den wir für eine derartige Gestaltgebung in Anspruch nehmen, dürfte in beiden Fällen ziemlich der gleiche sein: das in jedem dieser Gebäude wiederkehrende Himmelsgewölbe soll auf den Inhalt des Baues einwirken. Es soll also in den Gräbern die Toten bewahren — vielleicht ist dieser Grabbau gleich ihr „Jenseits“ — und in den Speichern die Vorräte schützen, gewissermaßen vermehren. Die Gedankenverbindungen mögen hier noch viel weiter gegangen sein, und Toten- und Fruchtbarkeitsglaube mag sich an diese kosmische Mythologie vielseitig angeschlossen haben. Sie sind jedoch aus der Gestaltlichkeit dieser Gewölbe abgeleitet, und nicht etwa deren Vorbedingung. Von diesem Standpunkt aus kann man wohl meinen, es sei Zeit, endlich eine Mythologie des Bauernhauses — und seiner Nebengebäude — zu erarbeiten; seine Dämonologie, wie sie vor etwa einem Vierteljahrhundert Lily Weiser angegangen hat,<sup>73)</sup> schreitet nach unserem heutigen Wissen nicht mehr den ganzen Bereich des Volksglaubens aus, vielleicht nicht einmal den halben.

Gerade von diesem Standpunkt aus darf aber die Frage nach der eventuellen kulturhistorischen Festlegung dieses Komplexes nicht außer acht gelassen werden. Wir haben die Gegenstücke und eventuellen Gleichformen unserer Kittinge bei den Lykern und in Indien gefunden, und ihre Geschichte versuchsweise bis ins 2. vorchristliche Jahrtausend zurückverlegt. Es fragt sich nun, ob die mythologische Bestimmung damit übereinstimmt. Folgen wir wieder Borks Versuch, die Verbindung eines sphärischen und eines vierseitig georteten Weltbildes festzulegen, so gelangen wir in der Tat ebenfalls in das 2. Jahrtausend, wenn auch fast rein hypothetisch. Bork hat dabei mit großer Vorsicht auf den altkaukasischen Bereich hingewiesen, in dem sich dies vollzogen haben könnte.<sup>74)</sup> Bei der eventuellen Beziehung der Lyker zum Kaukasus erscheint dies nicht unmöglich. Fragt man sich jedoch, in welcher geschichtlich-vorgeschichtlichen Volkswelt dies vor sich gegangen sein soll, dann wird man heute am ehesten den Namen der aus Homer bekannten Kimmerer einsetzen.<sup>75)</sup> Kimmerisch war wohl jene zwischen Indogermanen und Finn-Ugriern stehende Welt nördlich des Kaukasus im 2. Jahrtausend, und von ihr reichten die Fäden bis zur Donau herüber, anscheinend so stark, daß die Urgeschichte ihre verwickelten Beziehungen heute noch als „thrako-kimmerisch“ zusammenfaßt.<sup>76)</sup>

Sollen derartige Annahmen nicht völlig in der Luft hängen, so muß wenigstens irgendein Zeugnis dafür sprechen. In der Tat scheint mir dies der Fall zu sein, wenn man das tönernerne Hausmodell aus dem Kurgan von Ul im Bezirk Maikop, Kubangebiet, ins Auge faßt.<sup>77)</sup> Dieses „kupferzeitliche“ Haus besitzt nämlich ein tonnengewölbtes Dach. Das Dekor des kleinen Tonmodells, das bisher einzig dasteht, läßt seine Bauweise nicht erkennen. Die eigentümliche Buckelung, die einige Stellen bedeckt, wird als knopf- oder nagelkopfartig bezeichnet, was wohl darauf hinweist, daß man mit einer Dachhaut aus Leder rechnet.

Nähere Bestimmungen werden sich jedoch wohl erst nach neuen Funden ergeben. Für unsere Bestimmungen hier ist nur wichtig, daß sich der Typus des tonnengewölbten Bauwerks gerade in jener Zeit gefunden hat, die auch nach den anderen Hinweisen als Ursprungszeit in Frage kommt, und in einer

Gegend, die mit den anderen für unseren Gegenstand in Betracht kommenden zusammenhängt. Der Hinweis auf die thrako-kimmerische Kultur hat bereits gezeigt, daß mit einer Verbindung vom Kaukasus bis in die Donauländer gerechnet wird. Vermutlich darf man dem thrakischen Element in diesem Zusammenhang eine beträchtliche Bedeutung zuschreiben. Mit Holztürmen ist ja bei ihnen auf jeden Fall zu rechnen.<sup>78)</sup> Leider sind die bisher am stärksten herangezogenen Zeugnisse, die Abbildungen der Wehrbauten auf der Trajanssäule, quellenmäßig wohl nicht genau genug, um ganz sichere Schlüsse anzuknüpfen.<sup>79)</sup> Die turmartigen Holzbauten des Balkan- und des Pontusgebietes müssen wohl noch in ganz besonderem Ausmaß untersucht werden, wenn hier dauerhafte Ergebnisse erzielt werden sollen. Dabei wird man stets besonders die Reichweite des Blockbauwesens in der Hallstattzeit mitberücksichtigen müssen,<sup>80)</sup> und die grundlegende Verbindung des Ostens mit dem Westens nicht voreilig auf die eine oder andere Richtung festlegen dürfen.

Selbst bei stärkerer Bezeugung des Blockbaues innerhalb dieses einsteilen noch so weitrahmig erscheinenden Kulturgebietes wird man aber fast nie mit Zeugnissen für die Deckenwölbung rechnen können. Sie werden sich wohl eher aus der Berücksichtigung von echten Parallelen ergeben. Ich denke hier insbesondere an die Möbelforschung. Wenn diese die Stollentruhen mit den gewölbten Deckeln hier anschließen könnte, wäre wohl ein wesentlicher Schritt weiter gemacht. Freilich dürfen sie nicht von späten Ausstrahlungsgebieten, sondern müssen von den eventuellen frühen Ursprunglandschaften aus gesehen werden. Die Truhe ist das hausverwandteste Möbel. Die Tendenz der Gestalttheiligkeit, die im Hausbau lebt, wirkt selbstverständlich auch im Bau des Speichermöbels. Das wird also für die Frage der Deckelwölbung mit heranzuziehen sein, für die gerade jener mythische Dynamismus gelten muß, der auch das Dach des Kittings ursprünglich gewölbt haben dürfte: eine sehr altertümliche, komplizierte Vorstellung des Himmelsgewölbes, jeweils halb und halb unbewußt wiederholt, sollte dem Inhalt des Baues den Segen vermitteln, der sich aus der richtigen Stellung der Menschen zum Kosmos ergibt.

#### Anmerkungen:

1. Josef K a r n e r, Burgenland. Ein Heimatbuch für Volks-, Haupt- und Mittelschulen. Neubearbeitet von einer Arbeitsgemeinschaft unter Vorsitz von Hans Nowak. Wien 1950. S. 77.
2. S c h r ö e r, Heanzen-Mundart. (Die deutschen Mundarten, hg. F. K. Frommann, Bd. VI, Nördlingen 1859, S. 333).
3. B ü n k e r, Das Bauernhaus in der Hienzerei. (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXXV, 1895, S. 141 ff.); auf Bünker beruht wohl Anton H e r r m a n n, Die Hienzen. (Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild, Ungarn Bd. IV, Wien 1896, S. 392).
4. R h a m m, Zur Entwicklung des slawischen Speichers. (Globus Bd. 77, 1900, S. 304).
5. R h a m m, Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde, Bd. II/2. Braunschweig 1908, S. 208.
6. H a b e r l a n d t, Die volkstümliche Kultur Europas. (= Buschan, Völkerkunde, Bd. II/1, Stuttgart 1926, S. 431).
7. S c h i e r, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. (= Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, Bd. XX) S. 174, 407, 408; ders. Zur Lösung der Speicherfrage. (Volkskundearbeit. Festschrift für Otto Lauffer. Berlin 1934. S. 141 f.)
8. H a b e r l a n d t, Zur Kulturgeschichte der Hausformen Oberdeutschlands. (Jahrbuch für historische Volkskunde, Bd. III/IV, Berlin 1934, S. 20 und Abb. I 5 a).
9. H a b e r l a n d t, Volkskunde des Burgenlandes. Hauswesen und Volkskunst. (= Österreichische Kunsttopographie, Bd. XIX) Baden bei Wien 1935. S. 16.

10. Z. B. Richard Pittioni, Eine Hofform des oberen Ennstales. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXXIV, 1929, S. 107 f.)
11. Oskar Moser, Die Pfostenspeicher Kärntens. (Carinthia I, Bd. 132, Klagenfurt 1942, S. 256 ff.)
12. Karl Fiala und Karl O. Wagner, Volkskunst in Salzburg. Mit Benützung des Nachlasses von Sebastian Greiderer. Salzburg 1935. Abb. 64, 65.
13. Marie Rehsener, Aus Gossensaß. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, Bd. III, 1893, S. 44 f.); Alwin Seifert, Das echte Haus im Gau Tirol-Vorarlberg. Innsbruck 1943. S. 80, Abb. 115.
14. Karl Ilg, Die Walser in Vorarlberg. Die Verbundenheit mit dem Boden: Siedlung und Wirtschaft als volkskundliche Grundlagen. Bd I, (= Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Bd. III) Dornbirn 1949, Abb. 7.
15. Vgl. dazu Haberlandt, wie Anmerkung 6, S. 429 f.
16. Schröer, wie Anmerkung 2.
17. Haberlandt, wie Anmerkung 9, S. 106.
18. Haberlandt, ebendort, S. 107.
19. Haberlandt, ebendort, S. 110, 112, 113.
20. Haberlandt, ebendort, S. 113.
21. Haberlandt, ebendort, S. 115.
22. Haberlandt, ebendort, S. 124.
23. Haberlandt, ebendort, S. 126.
24. Haberlandt, ebendort, S. 126.
25. Haberlandt, ebendort, S. 127.
26. Ein großer Kitting im Hof Peterl; Mitteilung meiner Hörerin Fr. Elfriede Lies, 1950.
27. Haberlandt, wie Anmerkung 9, S. 127.
28. Bünker, wie Anmerkung 3.
29. Vergleiche zur Wart: Karner, Burgenland, S. 157 f; Haberlandt, Volkskunde des Burgenlandes, S. 6.
30. Mitteilungen meiner Hörerin Fr. Elfriede Lies, 1950. — Die tatsächliche Verbreitung der Kittinge läßt sich hauptsächlich infolge unklarer Bestimmungen auch in der wissenschaftlichen Literatur nur schwer abstecken. So lautet die Beschriftung des als Bauernhaustypus herausgestellten Hofes von Piringsdorf durch Franz Wehofsich: „Häufigster Typ des Hakenhofes mit Wiederkehr (Kitting).“ (Burgenland-Atlas, S. 17/18, Nr. 3). Haberlandt, der in seiner Volkskunde des Burgenlandes S. 99 auch Piringsdorf beschrieben hat, erwähnt aber keinen Kitting. Da kann also nur planmäßige lokale Nachprüfung weiterhelfen.
31. Rhamm, Globus Bd. LXXVII, 1900, S. 293, Abb. 4.
32. Vgl. Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild, Böhmen Bd. I, Wien 1894, S. 425; Michael Haberlandt, Die indogermanischen Völker des Erdteiles. (Buschan, Illustrierte Völkerkunde, II/2, S. 78 f).
33. P. Dittrich, Schlesischer Hausbau und schlesische Hofanlage (Globus, Bd. LXX, 1893, S. 285).
34. Dittrich, ebendort; Joseph Klapper, Schlesische Volkskunde auf kulturhistorischer Grundlage. Breslau 1825, S. 40.
35. Dittrich, ebendort.
36. Dittrich, ebendort, Fig. 4; Abb. bei Adolf Helbok, Deutsches Volkstum in Haus und Siedlung im Wandel der Jahrtausende. Berlin 1937. Abb. 59.
37. Rhamm, Globus Bd. LXXVII, 1900, S. 292, 1, 2; nach V. Hauer, Seloky statek ve Slezska. (Cesky Lid, Bd. III, 1894, S. 199, Abb. 4, 5).
38. Schier, wie Anmerkung 7, S. 407 ff.
39. Rhamm, Globus, Bd. LXXVII, 1900, S. 302.
40. Julius Gréb, Zipser Volkskunde. Reichenberg 1932. S. 236 f., 268 f., 273 f. und Taf. XII/1. Früher Karl Fuchs, Das deutsche Haus des Zipser Oberlandes. (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXIX, S. 6).
41. Schier, wie Anmerkung 7, bes. S. 407; die Bestimmung von Hellmich und Richthofen mutet doch mehr wie ein Abstimmungsergebnis denn als eine unvoreingenommene wissenschaftliche Stellungnahme an. Man muß freilich auch bedenken, in welchen Jahren diese etwas sonderbaren „volkskundlichen“ Bestimmungen entstanden.

42. Haberlandt, wie Anmerkung 9, S. 16.
43. Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. Dresden 1906. Textband S. 166.
44. Ebendort, Tafelband, Nr. (70) Ungarn 2.
45. Strzygowski, Die europäische Kunst (Belvedere, Bd. III, Wien 1924, S. 140 f). Noch mehrmals gleichlautend abgedruckt, auch in dem Belvedere-Sammelband „Bauten und Bildwerke. Beiträge zur abendländischen Kunst des Mittelalters“ enthalten.
46. Strzygowski, Spuren indogermanischen Glaubens in der Bildenden Kunst. Heidelberg 1936, mehrfach.
47. Haberlandt, wie Anmerkung 8, S. 19. — Kollege Hanns Koren hat mich jetzt, Herbst 1950, freundschaftlich darauf aufmerksam gemacht, daß diese Ochsenhalterhütte im steirischen Bereich durchaus nicht allein dastehe, sondern daß es in Obersteiermark sowie im Lungau noch weitere mit der gleichen eigenartigen Decke gibt, die nach Angaben der Holzknechte von Leuten, die aus Tirol eingewandert seien, errichtet worden sein sollen. Die vom Steirischen Volkskundemuseum in Graz diesbezüglich durchgeführten Erhebungen sind leider niemals veröffentlicht worden, so daß ich mich nur in dieser Form darauf beziehen kann.
48. Haberlandt, ebendort. Abb. 1/l.
49. Richard Schlegel, Ein frühgotischer Palas im Schloß Goldeck im Pongau. (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Bd. 81, 1941, S. 193 ff.)
50. Vinzenz Oberhammer, Die gotischen Stuben. (sc. des Tiroler Volkskundemuseums). (Tirol. Natur Kunst Volk Leben, Bd. II/4, 1929, S. 25 ff)
51. J. Hunziker, Das Schweizer Haus, nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Aarau 1900 — 1914. Bd. VIII, S. 50.
52. Hunziker, ebendort, Bd. I, S. 237; Bd. VII, S. 206.
53. Hunziker, ebendort, Bd. VII, S. 206.
54. Eilert Sundt, Saedeliges tilstande in Norge. S. 26.
55. Axel O. Heikel, Die Gebäude der Čeremissen, Mordwinen, Esten und Finnen. (Archiv für Anthropologie, 1890, S. 273); dazu U. T. Sirelius, Finnisch-ugrische Forschungen, Bd. IX, S. 63 ff.
56. z. B. Harry Fett, Gamle norske Srjem. Hus og bohave. Kristiania 1906.
57. Phlebs, Der Blockbau. Karlsruhe 1942, S. 148 zu Abb. 196 a, b.
58. Oberhammer, wie Anmerkung 50, S. 26.
59. Haberlandt, (Jahrbuch für historische Volkskunde, Bd. III/IV, S. 20).
59. a) W. R. Zalociecky, Gotische und barocke Holzkirchen in den Karpathenländern. Wien 1926. S. 31 und besonders S. 112.
59. b) Dehio-Ginhart, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. II. Abteilung: Oesterreich. Bd. I, Wien 1933, S. 7. — Genauere Mitteilungen über die Kirche verdanke ich Freund Rudolf Kriss.
60. Benndorf und Niemann, Reisen in Lykien und Karien. Wien 1884.
61. Meringer, Wörter und Sachen. (Indogermanische Forschungen, Bd. XIX, 1906, S. 409 ff.)
62. Bossert, Altanatolien. Kunst und Handwerk in Kleinasien von den Anfängen bis zum völligen Aufgehen in der griechischen Kultur. (= Die ältesten Kulturen des Mittelmeerkreises, Bd. II) Berlin 1942. S. 29 ff., Abb. 222 ff.
63. Meringer, wie Anmerkung 61, S. 415.
64. Bossert, wie Anmerkung 62, besonders Abb. 242.
65. Carl Schuchhardt, Alteuropa. Kulturen, Rassen, Völker. Berlin und Leipzig 1935. S. 274.
66. Franz Oelmann, Hausurnen oder Speicherurnen? (Bonner Jahrbücher, Heft 134, Bonn 1930).
67. Haberlandt, (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXXV, 1930, S. 136).
68. Arthur Byhan, Kaukasien, Ost- und Nordrußland, Finnland. (Buschan, Illustrierte Völkerkunde, Bd. II/2, S. 812, Abb. 493, 494).
69. Ernst Diez, Die Kunst Indiens. (Handbuch der Kunstwissenschaft, Ergänzungsband) Potsdam. S. 26 ff.; Strzygowski, Spuren indogermanischen Glaubens in der Bildenden Kunst. S. 362, Abb. 295.
70. Diez, ebendort, S. 29.
71. Vgl. Schmidt, Gestalttheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos. (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LXXX, 1950, S. 2 ff).

72. Bork, Die Geschichte des Weltbildes, Leipzig 1930.
73. Weiser, Das Bauernhaus im Volksglauben. (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LVI, 1926, S. 1 ff.)
74. Bork, wie Anmerkung 72, S. 10 ff.
75. O. Schrader und A. Nehring, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Bd. I, Berlin 1917 — 1923, S. 586 f; Franz Hančar, Hallstatt-Kaukasus. Ein Beitrag zur Klärung des Kimmerierproblems. (Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie, Bd. LXXIII—LXVII, Wien 1947, S. 152 ff). Besonders wichtig, aber auch leider sehr leicht zu übersehen, ist für die Kimmerierfrage die Arbeit von Robert Bleichsteiner. Zum eurasiatischen Tierstil. Verbindungen zwischen West und Ost (Berichte des Asien-Arbeitskreises, Heft 2, Wien, Juni 1939, S. 9 ff.)
76. Richard Pittioni, Die urgeschichtlichen Grundlagen der europäischen Kultur. Wien 1949. S. 255 ff.
77. Franz Hančar, Urgeschichte Kasiens von den Anfängen seiner Besiedlung bis in die Zeit seiner frühen Metallurgie. (= Bücher zur Ur- und Frühgeschichte, Bd. 6) Wien 1937. S. 253 ff. 344, und Tafel L/1.
78. Haberlandt, (Buschan, Illustrierte Völkerkunde, Bd. II/2, S. 431).
79. Vgl. Gawril T. Kazarow, Beiträge zur Kulturgeschichte der Thraker. (= Zur Kunde der Balkanhalbinsel, Bd. II/5) Sarajevo 1916. S. 26 ff.
80. Richard Pittioni, Zum kulturgeschichtlichen Alter des Blockbaues. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXXVI, 1930. S. 75 ff).

## Die Stubenberger und das Burgenland

Von Oskar Gruszecki, Eisenstadt

### I. Die von Landesêre.

Die Ruinen der gewaltigen Burg Landsee verkünden noch heute ihre ehemalige Größe; ihre Vor-, Mittel- und Hochburg machten sie zur größten gemauerten Wehranlage des Burgenlandes, als sie 1707 einer Pulverexplosion und 1772 endgültig einer Feuersbrunst zum Opfer fiel.

Auf einer Bergnase war sie errichtet worden, die steil in das Becken von St. Martin niederfällt, von Westen über eine Terrasse zugänglich, gegen die, als schwächster Teil der Verteidigung, verschiedene Werke und der Donjon gerichtet wurden. Diese Bauten überragen die Höhen der Umgebung, nur im Norden deckt der Pauli- und Klosterberg die Sicht.

So ergibt sich aus der Anlage der Burg die Frage, gegen wen sie gerichtet war: sie übersah sowohl altösterreichisches wie auch ungarisches Gebiet.

Gewiß, was in Trümmern vor uns liegt, ist das Ergebnis vielen Bauens und Änderns, doch aber nur um den alten Kern und diesen hat man auf die Bergnase gestellt. So war er von Osten natürlich geschützt, nach Westen schwer bewehrt. Nach der Lage sollte die Befestigung den Übergang über das Gebirge schützen, es fragt sich nur, ob gegen Westen oder Osten.

C. Plank hat seiner Abhandlung: Römerzeitliche Straßen über den Hochwechsel und den Hartberg<sup>1)</sup> und dann wieder seinem Buch über die Grafenschaft Pitten<sup>2)</sup> Karten angeschlossen, die zwei Römerwege zeigen, die gerade hier, bei Landsee, aufeinandertreffen, um gegen Güns hinabzusteigen. Sollte Planks Annahme richtig sein, so könnte man hier an dem Kreuzungspunkt eine alte Befestigung vermuten. Diese hätte die Straße als solche, zugleich auch den Übergang zu verteidigen gehabt, nach der Natur der Anlage, den Übergang aus der Ebene in das Tal des Spratzbaches.<sup>3)</sup>

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Burgenländische Heimatblätter](#)

Jahr/Year: 1950

Band/Volume: [12](#)

Autor(en)/Author(s): Schmidt Leopold

Artikel/Article: [Die Kittinge - Probleme der burgenländischen Blockbauspicher 97-116](#)